



R. B. MITCHELL

**ALLEINE WEINST
DU WÜTENDER**

EINE SUCHE NACH HOFFNUNG UND ZUHAUSE

Aus dem amerikanischen
Englisch von Doris C. Leisering

SCM Hänssler

Inhalt

Danksagung	9
Ist diese Geschichte wahr?	11
1 Verlassen	15
2 Bei den kleinen Jungen	21
3 Wie ein Wirbelsturm	31
4 Anders	35
5 Entführt	43
6 Die Ärzte	55
7 Gigis Geschenk	61
8 Die Entscheidung	65
9 Atlanta	69
10 Darf ich bleiben?	75
11 Warum?	83
12 Geld verdienen	89
13 Wiedersehen	95
14 Männer und Vorbilder	101
15 Der Rebell	107
16 Rettungsschwimmer	111
17 Bist du wahr?	115
18 Neustart	121
19 Zuhause	129
20 Offenbarung	133
21 Vergeben?	139
22 Pauline	143
23 Mein Vater	149
24 Meine Mutter	155
25 Jungen wie ich	161
26 Susan	165
27 Die Beziehung	171
28 Getrennt	175
29 Angst vor Familie	179

30 Der Kreis schließt sich	185
Nachwort	193
Zum Weiterlesen	197
Über den Autor	201

Ist diese Geschichte wahr?

Dieses Buch ist ein Buch der Hoffnung. Bei all dem Aufruhr in letzter Zeit über Memoiren voller zweifelhafter »Fakten« ist die Frage berechtigt, ob dies wirklich eine wahre Geschichte ist.

Als ich Anfang der 1990er-Jahre bei einer Spendenveranstaltung für das *Covenant Children's Home* einen Vortrag hielt, erfuhr ich vom Direktor, dass ich, da ich nie in Obhut des Staates gewesen war, vollen Zugriff auf meine Fürsorgeakten hatte. Ich kopierte etliche Dokumente für meine Unterlagen und dachte dabei oft: *Solltest du jemals ein Buch schreiben, werden die Leute glauben, du hättest dir das alles nur ausgedacht.*

Aber alles ist so passiert. Nicht nur ich habe mir die Ereignisse so gründlich wie möglich in Erinnerung gerufen, sondern sie sind auch in den Notizen meiner Sozialarbeiter, in protokollierten Gesprächen und im Tagebuch meiner Großmutter Gigi dokumentiert.

Damit die anderen Kinder aus dem Waisenhaus ihre eigene Geschichte erzählen können, wem und wann sie wollen, werden sie hier nicht erwähnt – nur einen nenne ich mit ausdrücklicher Erlaubnis. Kein Name in diesem Buch ist erfunden, einige sind aber Spitznamen.

Manche haben mir schon gesagt, dass ich mich ungewöhnlich präzise an die Dinge erinnern kann. Natürlich hat kein Mensch ein perfektes Gedächtnis, aber die Dialoge geben den Kern der jeweiligen Situation wieder und sind so wortgetreu wie möglich erzählt. Alle noch lebenden Erwachsenen, die beteiligt waren und die ich erreichen konnte, haben meine Beschreibung der Ereignisse bestätigt.

Ja, diese Geschichte der Hoffnung ist wahr. Weitere Einzelheiten finden sich auf der englischsprachigen Website www.amillion-littleproofs.com.



1 Verlassen

Die Erinnerungen an meine frühe Kindheit sind größtenteils dunkel und undeutlich. Aber ein Bild habe ich deutlich vor Augen. Die Angst hat es unauslöschlich in mein dreijähriges Gehirn gebrannt: Mutter und ich stehen vor einem großen Gebäude. Hohe Schneehaufen säumen den Gehweg. »Komm schon, Robby«, sagt sie und zerrt mich die Stufen zur Eingangstür hinauf. »Sie warten auf uns.«

Bald darauf übernachteten wir in einem fremden Zimmer. Ich weiß nicht, warum. Als ich nachts aufwache, höre ich unheimliche Geräusche und Schatten und beginne zu wimmern. Meine Mutter ermahnt mich, still zu sein.

Wir erwachen von einem lauten Glockenschlag. Die Sonne scheint und die furchterregenden Schatten sind verschwunden. Die ungewohnten Laute der letzten Nacht weichen dem Lärm rennender Füße und Gelächter.

Wir frühstücken in einem großen Raum voller Kinder, aber sie scheinen uns nicht zu bemerken. Als wir fertig sind, bringt Mutter mich nach oben. Eine namenlose Dame in einem langen dunklen Kleid empfängt uns. »Geh dort hinüber und spiel ein bisschen«, sagt sie und deutet auf eine Ecke, wo ein Junge Bauklötze aufeinanderstapelt.

Ich bewege mich nicht.

»Tu, was sie sagt, Robby!«, befiehlt Mutter.

Ich klammere mich ans Bein meiner Mutter. Sie windet sich aus meiner Hand, packt mich am Arm und zerrt mich zur Spielecke.

Sie lässt mich so auf den Boden plumpsen, dass ich den Jungen anblicke und mit dem Rücken zu ihr sitze. Ich will einen Bauklotz nehmen, aber der Junge greift ihn sich schneller. Als er das ganze Spielzeug zu sich hinschiebt, drehe ich mich um und will mich beschweren.

Nur die fremde Dame steht noch da. Meine Mutter ist weg.

»Mami musste ins Krankenhaus, Robby«, sagt die Frau. »Sie ist mit dem Zug zurück nach Chicago gefahren. Sie wird dich wieder besuchen, wenn es ihr besser geht.«

Ihr Mund bewegt sich weiter, aber ich nehme ihre Worte nicht mehr wahr. Als mir endlich klar wird, dass meine Mutter mich verlassen hat, fange ich an zu weinen.

»Hör auf damit, Robby«, befiehlt die Frau. »Spiel weiter.«

»Ich will zu Mami!«, schreie ich. »Ich will zu Papi, ich will zu Oma Gigi, ich will nach Hause!« Meine Schreie gehen in lautem Schluchzen unter und ich renne zur Tür. Ich versuche sie zu öffnen, aber die Türklinke lässt sich nicht bewegen.

»Hör auf zu weinen, Robby, oder ich versohle dir den Hintern!«, warnt mich die Frau.

»Ich will nach Hause! Ich will nach Hause!«, heule ich, werfe mich zu Boden und strample mit den Füßen.

Mein Wutanfall überschreitet die Grenzen ihrer Geduld. Sie reißt mich vom Boden hoch und schlägt mir immer wieder auf den Po. Schließlich beiße ich die Zähne zusammen, damit die Schreie nicht mehr herauskommen. Sie hört auf, aber ich schniefe immer weiter.

Die anderen Kinder ignorieren mich.

Am nächsten Morgen wache ich in einem nassen Bett auf. Die Frau schimpft. Nach dem Frühstück bezieht sie die Matratze mit einem braunen Gummilaken und legt ein weiteres braunes Gummilaken dazu. Den ganzen Vormittag muss ich zwischen diesen beiden Laken liegen bleiben. Sie sind sehr warm und quietschen, wenn ich mich bewege.

»Pipi-Baby«, grölen einige Jungen. »Der Neue ist ein Pipi-Baby!« Ich schäme mich, habe aber zu viel Angst, um etwas zu sagen.

Die quietschenden braunen Gummilaken stempeln mich als schlechten Jungen ab, ich bin anders.

Anders als die anderen Jungen an dem Ort, an dem Mutter mich zurückgelassen hat.



In den folgenden Wochen und Monaten hörte ich nichts mehr von meiner Mutter. Aber Oma Gigi meldete sich! Ich weiß nicht, wie oder wann sie herausfand, wo ich war, aber sobald sie es wusste, kam sie jeden Samstag mit dem Zug aus Chicago und besuchte mich in der kleinen ländlichen Stadt Princeton in Illinois.

Gigi war über sechzig, geschieden und arm. Sie wohnte allein in einer winzigen Wohnung und arbeitete im großen *Marshall Field's*-Kaufhaus im Stadtzentrum. Meine Mutter, Joyce Mitchell, war ihr einziges Kind und ich war Gigis einziges Enkelkind.

Mich zu besuchen, war nicht leicht für sie. Sie musste dafür ihre Wohnung im Norden der Stadt frühmorgens verlassen, vier Straßen weiter zur Howard Street laufen und den Bus zum Howard-Bahnhof nehmen. Von dort fuhr sie mit der Hochbahn nach Belmont, stieg dort in eine andere Bahn und lief mehrere Straßen weit zur *Union Station*. Von dort fuhr sie noch einmal zwei Stunden nach Princeton. Kam sie um zehn Uhr morgens dort an, musste sie bis zum *Covenant*-Kinderheim noch einmal eine lange Strecke laufen.

Wenn sie mich endlich sah, kniete sie sich hin und wartete darauf, dass ich ihr entgegenrannte. Irgendwie schaffte sie es, auf den Beinen zu bleiben, wenn ich mich in ihre Arme warf. Sie umarmte mich fest – und roch dabei so gut. Immer sah sie aus wie eine Dame – ein schlichtes, aber schmeichelhaftes Kleid umspielte ihre mittelgroße Figur, und sie trug Ohringe, eine Halskette, Nylonstrümpfe, hohe Schuhe und einen Hut, unter dessen Rand kurze dunkle Locken hervorlugten.

»Was hast du Neues gelernt, seit ich das letzte Mal hier war?«, fragte sie immer. Ich erzählte ihr dann alles, was mir einfiel. Da-

nach zog ich sie stolz zum Spielplatz, um ihr mein neuestes Kunststück vorzuführen. Ich strahlte, wenn sie andere Jungen mit »Hallo« begrüßte und mit Namen anredete. Wir Heimkinder fühlten uns als etwas Besonderes, wenn jemand sich daran erinnerte, wer wir waren.

Mittags besuchten wir immer ein kleines Restaurant in der Nähe. Sie bestellte sich einen Kaffee, aß aber selten etwas. Sie ließ mich in die Speisekarte schauen und sagte dann: »Wie wär's mit einem Hamburger und einem schönen Glas Milch? Und zum Nachtisch essen wir Eis.« Das klang gut für mich.

Aber es war immer viel zu schnell zwei Uhr nachmittags. Gigi musste sich verabschieden, um den Drei-Uhr-Zug zurück in die Stadt zu erreichen.

»Gigi, nimm mich mit«, bettelte ich jedes Mal. »Bitte, Gigi, bitte nimm mich mit!«

Dann kniete sie sich immer mit Tränen in den Augen vor mich hin und sagte: »Robby, Schatz, du bist mein lieber Enkelsohn. Es tut mir leid, dass ich dich nicht zu mir holen kann. Es tut mir leid, dass deine Eltern zu krank sind, als dass du bei ihnen bleiben kannst. Halte meine Liebe ganz fest in deinem Herzen. Sie wird immer bei dir sein.«

Ich verstand nicht, was sie meinte. Ich wusste nur, dass ich jeden Samstag, wenn sie bei mir war, von Liebe erfüllt war. Wenn sie ging, fühlte ich mich leer und allein.

Jedes Mal stand ich vor der Eingangstür des Kinderheims, wenn sie ging. Mit verschränkten Armen, die Hände fest in die Achselhöhlen gepresst, wiegte ich mich leicht von links nach rechts.

Warum nimmst du mich nicht mit nach Hause?, rief ich ihr in Gedanken nach. *Ich werde brav sein, Gigi. Ich versprech's. Ich werde nicht viel essen! Bitte, bitte lass mich nicht hier!*

Schließlich verschwand sie aus meinem tränenverschleierten Blick. Und der Einzige, der noch da war, um mich zu umarmen, war ... ich selbst.



Der zwei Jahre alte Robby umarmt seine Mutter, Joyce Mitchell (April 1957). Sechs Monate später versucht sein Vater Robert (re.), sich das Leben zu nehmen.



Großmutter Gigi mit dem zweieinhalb Jahre alten Robby